



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus der römischen Kaiserzeit : die Frauen. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Frauen.

2.

Zum Verkehr zwischen Männern und Frauen gaben gesellige Zusammenkünfte, besonders große Festmahlzeiten häufige Gelegenheit. Auf den Spaziergängen und sonst öffentlich zeigten sich Frauen von Stande vermuthlich nur ausnahmsweise zu Fuß, in der Regel, (da der Gebrauch des Wagens nur den Kaiserinnen und Vestalinnen gestattet war) in Tragsessel oder Sänfte. Zwar forderte hier die strenge Sitte dicht zugezogene Vorhänge, welche die Blicke der Neugierigen abhielten; aber Ehemänner, die auf Beobachtung dieser Sitte bestanden, sagt Seneca, galten bei den Damen als bäurisch, übelgefittet und ihre Frauen als beklagenswerthe Opfer ehelicher Tyrannei. Neben der Sänfte ging dann wol statt des Pagen der den Sonnenschirm über dem Haupt seiner Gebieterin hielt, ein Verehrer, der diesen Dienst that. Doch nie schmückten sich die Römerinnen reicher und sorgfältiger als für die öffentlichen Schauspiele. Hier entfaltete überhaupt das kaiserliche Rom seine Pracht am blendendsten, hier waren sie eines weiten und glänzenden Kreises von Bewunderern gewiß. Im Theater und Amphitheater mußten diese sich begnügen, ihre Blicke nach den obern Sitzreihen zu richten, die Frauen ausschließlich bestimmt waren, aber im Circus saßen Frauen und Männer untereinander. Hier wurde dann alles aufgeboten, um mit dem möglichsten Glanz aufzutreten. Wenn Tacitus nicht verschmäht hat, den Anzug einer Kaiserin bei einem großen Schauspiel in seinen Annalen zu erwähnen, so mag man denken, mit welchem Interesse die weiblichen Toiletten von Kenneraugen gemustert wurden. Bisweilen war diese Pracht nur erborgt. Im damaligen Rom, wo die dem italienischen Nationalcharakter tief eingepflanzte Leidenschaft des *far figura* durch manigfaltige Einflüsse verstärkt ward, wo Tausende mehr scheinen wollten als sie waren, war alles zu miethen: sogar Fingerringe, die erfahrene Rechtsanwälte beim Plaidiren anlegten, um ihren Klienten Respect einzulößen und größere Honorare zu erhalten. Als Gegenstände, die Frauen bei erschöpfter Kasse für das Erscheinen im Theater mitheteten, werden genannt: Kleider, Gefolge, Sessel, Kopfkissen, eine alte Wärterin, und eine blonde Zofe. Die Leidenschaft der Römerinnen für die Schauspiele, die ihnen so oft vorgeworfen wird, entsprang nicht bloß aus Schaulust, sondern auch aus dem Wunsch gesehen zu werden. Ovid vergleicht die in Menge zum Theater strömenden eleganten Frauen mit wimmelnden Ameisen oder schwärmenden Bienen, weshalb er denn auch

die Schauspiele als die geeignetsten Orte zur Anknüpfung galanter Verhältnisse empfiehlt. Doch dieser Gegenstand hat neben seiner heitern Seite auch eine furchtbar ernste: die entfittlichenden Wirkungen der Schauspiele kann man sich kaum groß, entsetzlich genug vorstellen. Der Circus, wo Pöbelmassen von Parteilidenschaft bis zur Raserei entflammt gegeneinander tobten, bot noch bei weitem unschuldigere Scenen, als Theater und Amphitheater. Wie vollends die Gewöhnung an die Schlächtereien und Marterscenen der Arena die Seelen verwüsten und jede zartere Empfindung abtödteten mußte, das ist eine Vorstellung, vor der man zurückschaudert. In dieser Schule lernte man die Grausamkeit gegen Sklaven und Sklavinnen üben, von der wir mehr als eine empörende Schilderung haben. Das Interesse der Frauen an den Schauspielen erstreckte sich auch auf die darin auftretenden Künstler. Selbst Gladiatoren machten bei Damen der höchsten Stände Glück, noch mehr aber die Schauspieler und Sänger, am meisten die gefeierten Pantomimen, denen Frauen und Männer wetteifernd den Hof machten. Freilich setzten sie sich auch der Gefahr aus, ihre Erfolge mit dem Dolchstoß eines Bravo zu büßen, den ein beleidigter Gemahl gemiethet hatte. Domitian ließ den Pantomimen Paris, der seine Eifersucht erregte, auf offener Straße niederstoßen, was in Rom allgemeine Sensation hervorbrachte. Auf den Fleck, wo Paris gefallen war, streuten viele seiner Verehrer Blumen und gossen Wohlgerüche aus. Das Gerücht brachte sogar die spätere Ermordung Domitians mit der Leidenschaft seiner Gemahlin für diesen oder einen andern Pantomimen in Verbindung. Tiber verwies einmal sämtliche Pantomimen aus Rom wegen der scandalösen Verhältnisse, die sie mit angesehenen Frauen unterhielten. Daß die Virtuosen des Gefanges, der Cither und der Flöte bei den musikalischen Damen der höhern Stände nicht weniger eifrige Bewunderung fanden, ist bereits in einem frühern Aufsatz erwähnt.

Unter den Genüssen und Zerstreuungen, die in dem Leben einer vornehmen Römerin in stetiger Folge abwechselten, durfte eine Villeggiatur oder der Besuch eines Luzusbades nicht fehlen. Schon das Klima Roms, wo Sommer und Frühherbst unerträglich heiß und fiebergefährlich sind, machte einen Sommeraufenthalt auf dem Lande zum dringenden Bedürfniß. Im Juli begannen die Paläste leer zu werden und die hohen Straßen öde und verlassen auszusehen. Auf allen Chaussees rasselten dann in Staubwirbel gehüllt die eleganten Reisezüge der vornehmen Welt nach nahen und fernen Villen und Bädern. Jene Zeit, welche die Kunst des schwelgerischen Genießens mit einem Raffinement ausbildete und mit einer Virtuosität übte, wie keine andere, verstand sich auf den Genuß der Natur nicht minder vortrefflich als auf die Ausbeutung der Kunst zur Verschönerung des Daseins. Davon zeugen noch heute die Trümmer römischer Villen, auf die man meist an den

schönsten Punkten der Landschaft stößt, besonders wo von freien Höhen sich ein weiter Blick auf lachende Gegenden öffnet, oder liebliche Ufer sich in grünen Gewässern spiegeln. Vor allem waren die hell schimmernden Küsten, die das wundervolle Blau des mittelländischen Meeres säumen, mit Villen und Badeorten bedeckt. Der Golf von Neapel war von Miseno bis Sorrent mit einer ununterbrochenen Reihe von Städten, Flecken und Landhäusern eingefast. Hier in paradiesischer Umgebung, unter dem schönsten Himmel, lag Bajä, das erste Luxusbad der alten Welt. Klein wie das Städtchen war, prangte es doch mit einer Anzahl kaiserlicher Paläste, in deren Pracht jeder Monarch seine Vorgänger zu überbieten suchte, mit großartigen Anstalten für die Cur der Kranken und glänzenden Gebäuden für den Aufenthalt und die Vergnügungen der Gesunden. Die überschwengliche Schönheit der Natur, die herrliche Milde und Klarheit der Luft, die wolkenlose Bläue des Himmels — alles lud hier zum Genuß des Moments, zur seligen Vergessenheit der übrigen Welt ein, und prachtvolle Feste, in dieser Umgebung doppelt zauberisch, reichten sich in ununterbrochener Folge aneinander. Auf den Wogen des sanftesten Meers schaukelten zahllose bunte Barken und Gondeln, unter denen hier und da eine fürstliche Prachtgaleere steuerte. Heitere rosenbekränzte Gesellschaften waren zu festlichen Schmäusen an Bord oder am Strande vereint. Ufer und Meer erschallten vom Morgen bis zum Abend von Gesängen und rauschender Musik, Betrunkene einhertaumeln zu sehen war ein gewöhnlicher Anblick. Zärtliche Paare suchten die Einsamkeit der Myrtenhaine, oder ließen sich auf die See hinausrudern. Die Kühle des Abends und der Nacht lud zu neuen Festen und Lustfahrten ein, und der Schlaf der Badegäste wurde bald durch Serenaden, bald durch das laute Gezänk aneinandergerathener Rivalen gestört. Die Leppigkeit und Zügellosigkeit des bajanischen Bades Lebens war sprichwörtlich. Seneca nennt es eine Herberge der Laster. Von Frauen wurde Bajä besonders viel besucht und mancher Curgast, sagt der galante Ovid, trägt statt der gehofften Heilung eine Wunde in der Brust davon. Für weibliche Tugend galt es als ein höchst gefährlicher Ort: schon manches zärtliche Verhältniß, klagt Properz, habe dieses böse Bad gelöst. Ein Fall, den Martial erzählt, daß eine höchst prude Frau, die in Bajä als Penelope ankam, es als Helena verließ d. h. mit einem Liebhaber davontief, scheint dort sehr gewöhnlich gewesen zu sein. Eine nicht geringere Zügellosigkeit herrschte in andern Bädern, besonders in Canopus, an der Nordküste Aegyptens, drei Meilen östlich von Alexandrien. Hier vollends konnte man, von allen Fesseln der Convenienz befreit, auch die extravagantesten Neigungen befriedigen. Manche vornehme Römerin, die sonst nicht die geringste Seereise ertrug, ohne heftige Anfälle der Seekrankheit zu bekommen, hielt die Fahrt nach Canopus tapfer aus, wenn sie sich ihrem Gemahl von einem Gladiator

entführen ließ. Die fremdartige Natur und Thierwelt Aegyptens, die eigenthümlichen Umgebungen, Sitten und Gebräuche der Eingebornen, das Leben auf dem Wasser hatten für den Geschmack der Römer etwas ganz besonders Anziehendes. Zu beiden Seiten des drei Meilen langen Nillkanals, der Alexandrien mit Canopus verband, und in Canopus selbst waren zahlreiche elegante Gasthäuser, und Tag und Nacht, sagt Strabo, war der Kanal mit Barken bedeckt, die Gesellschaften von Männern und Frauen führten. Man unterhielt sich auf diesen Fahrten mit Musik und Tänzen (die eingeborenen Tänzerinnen waren schon damals ihrer beispiellosen Obcoenität wegen berüchtigt), man landete in den Dickichten der ägyptischen Bohnengebüsche, die das Ufer einfaßten, und speiste oder ruhte unter dem Schatten dieses lieblichen Gesträuchs. Ein in Pompeji gefundenes Bild, das eine solche Gondelszene vorstellt, hat nur im gabinetto riservato des museo Borbonico Platz finden können.

Wenn die Frauen in der raffinirten Genußsucht, die eine herrschende Richtung der sinkenden Römerzeit war, die Männer noch überboten, so blieben sie anderseits auch von den geistigen Interessen nicht unberührt, die jene Zeit bewegten. In einem frühern Aufsatz ist dargestellt, mit welcher Intenfität und in welcher Ausdehnung literarische Tendenzen sich in den beiden ersten Jahrhunderten geltend machten, und wie verbreitet namentlich der poetische Dilettantismus war. Bei dem steten und lebhaften Verkehr beider Geschlechter konnten die Frauen einem so allgemeinen literarischen Treiben unmöglich fremd bleiben. Mindestens theilten sie die Neigungen und Interessen ihrer Männer oder Freunde und waren auf deren Erfolge stolz; der jüngere Plinius rühmt von seiner Frau, daß sie aus Liebe zu ihm Interesse für die Literatur gefaßt habe. Seine Bücher las sie wiederholt, und lernte sie sogar auswendig. Hielt er eine Vorlesung, so hörte sie hinter einem Vorhange zu, und lauschte begierig auf die Beifallsbezeugungen der Zuhörer. Führte er eine Vertheidigung vor Gericht, so wartete sie den Erfolg mit höchster Spannung ab, und Boten, in Zwischenräumen vom Gerichtshof bis zu ihrer Wohnung aufgestellt, meldeten von Minute zu Minute die Stimmung des Publicums, das Beifallsgemurmel, die Bravos u. s. w. Seine Gedichte sang sie zur Cithar nach selbstgesetzten Melodien, worin, wie Plinius sagt, kein Musiklehrer sie unterrichtet hatte, sondern die beste Lehrerin, die Liebe. Hatten die Frauen zur Führung der Feder selbst Lust und Talent, so konnte es ihnen an Gelegenheit zur Ausbildung nicht fehlen. Mindestens wurden dann ihre Versuche nahen Bekannten vorgelegt. Plinius erzählt, daß ihm ein befreundeter Schriftsteller Briefe von seiner Frau vorgelesen, man hätte Plautus und Terenz in Prosa zu hören geglaubt. Er zweifelte sogar, daß die Dame sie selbst geschrieben, sei es aber der Fall, so gereiche ihre

Ausbildung dem Manne, der sie als Mädchen geheirathet, zum hohen Ruhm. Aus dieser Aeußerung sieht man, daß man sich von den Resultaten des Mädchenunterrichts keine zu großen Vorstellungen machen darf. Aber mit einem so beschränkten literarischen Ruhm waren Dichterinnen und Schriftstellerinnen gewiß nur selten zufrieden. Die Modedamen hören es gern, sagt Lucian, wenn man ihnen Complimente über ihre Bildung macht, und ihre Gedichte für wenig schwächer als die der Sappho erklärt. Machten sie selbst keine Gedichte, so kritisirten sie fremde. Diese kritischen Damen hielt Juvenal für noch schlimmer als diejenigen, welche den Wein zu sehr liebten. Raum hatten sie sich bei Tische niedergelassen, so begannen sie schon die aesthetische Unterhaltung über Virgil und Homer und wogen die Vorzüge beider gegeneinander ab: so unaufhaltsam rauschte der Strom ihrer Rede, daß niemand zu Worte kam, es war als ob eiserne Becken und Schellen geschlagen würden. Als vollends unerträglich schildert Juvenal die eigentlich gelehrten Frauen. Sie wußten Citate aus verschollenen Büchern anzuführen, die ihre Männer nicht kannten, hatten stets das grammatische Lehrbuch aufgeschlagen, corrigirten die Ausdrücke ihrer Freundinnen und ließen ihren Männern keinen Sprachfehler durchschlüpfen. Eine Frau, sagt er, muß nicht die ganze Encyclopädie im Kopfe haben, und einiges in Büchern auch nicht verstehen; und Martial zählt unter seine Lebenswünsche auch eine nicht zu gelehrte Frau. Doch dürfte die Sucht durch Gelehrsamkeit zu glänzen, schwerlich jemals unter den Frauen sehr verbreitet gewesen sein, eher die Manier griechisch statt lateinisch zu reden, wenigstens zierliche griechische Phrasen in die Conversation einzumischen. Die Zeitgenossen fanden, daß man sich dies gefallen lassen könne, so lange die Frauen jung und hübsch wären, daß sich aber im Munde von 63jährigen diese Affectation doppelt schlecht machte. Selbst der Philosophie blieben die Römerinnen der damaligen Zeit nicht ganz fremd. Wol mochte zuweilen eine tiefere Natur in den Lehren der Weisen Trost im Unglück suchen. Wenn Seneca Glauben verdient, hat sich Livia bei dem Tode ihres Sohnes Drusus von dem Philosophen Arnus aufrichten lassen. Julia Domna, Severus Gemahlin, umgab sich mit einem Kreise von Weltweisen; das Leben von Apollonius von Tyana ist auf ihre Veranlassung geschrieben und ihr gewidmet; doch in der Regel war die Beschäftigung der Frauen mit der Philosophie eine rein äußerliche Tändelei, mit der man glänzen oder die Mode mitmachen wollte. Unter dem besoldeten Hofstaat vornehmer Damen befanden sich außer andern Gelehrten auch griechische Philosophen von ehrwürdigem Aeußern, mit langen grauen Bärten, zu deren Obliegenheiten es gehörte, die Sänfte der gnädigen Frau beim Ausgehen sammt dem übrigen Gefinde zu begleiten, vermuthlich damit sie ihre Belehrungen keinen Augenblick entbehrte. Aus demselben Grunde nahmen die Damen ihre

Hausphilosophen auch auf Reisen mit, wobei es sich dann wol ereignete, daß diese nach langem Warten im Regen mit einem Tänzer, Koch oder Friseur in den letzten, schlecht versorgten Wagen gepackt wurden, und wol noch gar erleben mußten, daß die malteser Schoßhündin, die ihrer besondern Fürsorge empfohlen war, auf ihrem Mantel Junge warf. Anders als bei Tisch oder bei der Toilette fanden die Damen freilich nicht Zeit, sich philosophische Vorträge halten zu lassen, und wenn ihnen etwa während eines Vortrages über die Eitelkeit des Irdischen die Jose das Billet eines Verehrers übergab, so unterbrachen sie sich nicht länger als nöthig war, um die Antwort zu schreiben, und hörten dann andächtig weiter. Diese Schilderung macht Lucian unter der Regierung Marc Aurels, des Philosophen auf dem Throne: wir würden auch ohne Dios ausdrückliche Versicherung nicht zweifeln, daß durch das kaiserliche Beispiel die Philosophie damals in Rom Mode geworden war. Einem glaubwürdigen Bericht zufolge wurde besonders die Republik Platos von Frauen gelesen, in welcher die Aufhebung der Ehe und die Gemeinschaft der Weiber in einer gewissen Ausdehnung für eine Grundbedingung des idealen Staates erklärt wird.

Das Trachten der Frauen nach literarischem Ruhm und das Prunken mit philosophischer Bildung ist nicht das einzige Symptom ihrer Sucht, die Grenzen zu überschreiten, innerhalb deren das weibliche Leben sich in naturgemäßer Entwicklung bewegen soll. Diese Sucht war eine natürliche Folge der unabhängigen und selbstständigen Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahmen. In ihrer Selbstständigkeit lag eine starke Versuchung, die Fesseln, die Natur und Sitte ihnen aufgelegt hatte, überhaupt abzustreifen, nach Vorzügen zu streben, die ihrem Geschlecht versagt, Beschäftigungen zu wählen, die mit echter Weiblichkeit unvereinbar waren. Man sah Frauen mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig war, Turn- und Fechtübungen anstellen. Sie legten Turnercostüm an, schwangen mit Leichtigkeit schwere Bleimassen, hielten tapfer den Druck des Visirhelms und der übrigen Gladiatorerüstung aus, und führten ächzend die Stöße und Hiebe des Schulfechtens nach Anweisung des Fechtlehrers gegen einen in die Erde gerammten Pfahl in vorchriftsmäßiger Stellung aus. Andere zechten mit den Männern um die Wette die Nächte durch, und man bemerkte, daß infolge dieser männlichen Ausschweifungen die Frauen von Uebeln der Männer befallen wurden, nämlich Kahlköpfigkeit und Podagra, welchen sie nach Hippokrates nicht unterworfen sein sollten. Wieder andere hatten die Leidenschaft, unaufhörlich zu processiren und waren im Recht so erfahren, daß sie selbst die Anlageschristen ausarbeiteten. Am natürlichsten war es, daß Frauen in hoher Stellung nach Einfluß trachteten. Der Ehrgeiz, in den Gang der Dinge einzugreifen, mifflleidete wenigstens höher organisirte Naturen nicht so wie die übrigen Eman-

cipationsversuche. Es ist bekannt, daß das Schicksal der römischen Welt nicht selten von Frauen bestimmt worden ist, daß mehr als eine Kaiserin im Namen ihres Gemahls regiert hat. Selbst August, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, ließ sich häufig von seiner klugen Gemahlin leiten; und man behauptete in Rom, daß er nie mit Livia ein wichtiges Gespräch führe, ohne sich schriftlich darauf vorzubereiten. Im Anfange der Regierung Tibers wurden die Namen der zu den Audienzen Livias zugelassenen Personen durch die *acta diurna* bekannt gemacht. Auch die ihr zunächst stehenden hohen Damen durften eine Stellung über dem Gesetz beanspruchen. Eine derselben, *Urgulania*, als Zeugin vor Gericht gefordert, schlug es ab zu erscheinen, und ein Prätor mußte sie in ihrem eignen Hause vernehmen, während sogar die vestalischen Jungfrauen vor Gericht Zeugniß abzulegen verpflichtet waren. In den Provinzen sah man vornehme Frauen Revuen der Truppen abnehmen. Die Frauen der Statthalter mischten sich unter die Soldaten, ließen sich von Centurionen begleiten, nahmen an den Geschäften Theil, und die Provinzialen mußten zwei Hofhaltungen ihre Aufwartung machen. In Rom fehlte es nicht an eifrigen Politikerinnen; sie wußten über die auswärtigen Angelegenheiten aufs beste Bescheid, hatten aus den entferntesten Ländern immer die ersten Nachrichten, oder erfanden sie; führten in Kreisen hoher Militärpersonen dreist das Wort, und erzählten jedem Bekannten auf der Straße von den neuesten Erdbeben, Uberschwemmungen, Kometen und was sich sonst in der ganzen Welt zugetragen hatte. Häufig jedoch beschränkte sich dieser Drang nach Allwissenheit auf das engere Gebiet der Stadtneuigkeiten und Skandalösen.

Aber all dieses Spielen und Tändeln, dieses Haschen nach Neußerlichkeiten, das rastlose Jagen nach Genuß, der Taumel von Aufregung zu Abspannung konnte der Seele auf die Dauer weder Glück noch Frieden geben. Es traten Augenblicke ein, wo das Gefühl der innern Leere übermächtig ward, eine namenlose Bangigkeit die Seele beschlich, die Sehnsucht nach Trost und Beruhigung sich zur Leidenschaft steigerte. Dann suchten die geängsteten Gemüther einen Halt in den zahlreichen Surrogaten, mit denen jene Zeit die längst in Verfall gerathene einheimische Religion zu ersetzen bemüht war. Je mehr der römische wie der griechische Götterglaube zu einer Schattenexistenz verflüchtigt, ihre Dogmen und Anschauungen den Gebildeten fremd, unverständlich, lächerlich geworden waren: desto eifriger ward jede neue Religionsform willkommen geheißen, wenn sie überhaupt nur einen positiven Inhalt zu haben schien. So ward mit allen Religionen der Reihe nach experimentirt, und weit entfernt in einer das alleinige Heil zu suchen, strebte man vielmehr sich durch Häufung von heterogenen Culten die Seligkeit zu sichern. Die größte Verbreitung fanden die Religionen des Orients.

Ihr Pomp war auf die Sinnlichkeit wohl berechnet, ihr umständliches Ceremoniel imponirte der Einfalt; in ihren Symbolen, Wundern und Geheimnissen wähten gläubige Gemüther eine höhere Offenbarung, durch ihre Leistungen hoffte man sich von Sünde zu reinigen und einer höhern Seligkeit theilhaft zu werden. Dieselbe Schwäche, welche die Verschuldung herbeigeführt hatte, glaubte auch durch äußerliche Bußen sich von der Schuld befreien zu können. Es war natürlich, daß das schwächere Geschlecht am sehnlichsten nach diesen angeblichen religiösen Tröstungen verlangte. Unter den Frauen hatten die orientalischen Gottheiten ihre andächtigsten Veterinnen, und deren Priester ihre leichtgläubigsten, gehorsamsten und freigebigsten Anhängerinnen. Bald ließen sie sich von einer herumziehenden Bande von Bettelpriestern der großen Mutter einreden, daß der Sirocco im September ihnen unfehlbar ein Fieber zuziehen würde, falls sie sich nicht mit einem Geschenk von hundert Eiern und abgelegten Purpurtuniken fühlten, dann würde die bevorstehende Gefahr in die Kleider fahren, und sie für dies Jahr sicher sein. Auf priesterliche Vorschrift tauchten sie dreimal am frühen Morgen in der Tiber unter, wenn sie mit Eis ging, und rutschten eine bestimmte Strecke in der nothdürftigsten Kleidung vor Kälte und Seelenangst zitternd auf den Knien. Wenn Isis ihnen im Traum erschien, und in ihrem Tempel mit Nilwasser zu sprengen befahl, reisten sie unverzüglich an die Grenze von Oberägypten. Die große Göttin Isis wurde von den Frauen am eifrigsten verehrt. Zu ihren Tempeln strömten in Masse die Veterinnen in den unerläßlichen leinenen Gewändern, sangen zweimal am Tage mit aufgelöstem Haar in den Chören zum Preise der Göttin mit, ließen sich mit Nilwasser besprengen, beobachteten die Fasten und die sonstige Enthaltfamkeit, die die Priester für gut fanden ihnen aufzuerlegen; hatten sie aber gefehlt, dann legten die Priester für gute Bezahlung ihre Fürbitte bei Osiris ein, und durch ihr Gebet oder durch das Opfer eines Kuchens und einer fetten Gans ließen sich die erzürnten Götter beschwichtigen. Uebrigens wurden die Tempel der ägyptischen Gottheiten auch zu sehr unheiligen Zwecken benutzt. Die Priester und Tempeldiener trieben häufig die Kuppelgewerbsmäßig, und wenn die christlichen Apologeten buchstäblichen Glauben verdienen, waren diese wie alle heidnischen Heiligthümer Schauplätze der ärgsten Ausschweifungen. Uebrigens hatte neben den Gözendiensten Aegyptens, Vorderasiens, Syriens und Persiens auch das Judenthum zahlreiche Proselytinnen in Rom. Vornehme Römerinnen sendeten alljährlich die Tempelsteuer nach Jerusalem und von einer Kaiserin wenigstens, von Poppaea, Neros Gemahlin, wissen wir, daß sie entschieden zum Judenthum neigte.

So oft und ausführlich die Zeitgenossen die Schwächen und Thorheiten, die Verirrungen und Laster des weiblichen Geschlechts bewigelt und bejammert

haben, so enthält die ganze Literatur doch nicht eine einzige Schilderung der scheinlosen, aber beglückenden Wirksamkeit der Frauen als Gattinnen und Mütter; nicht etwa weil es an Mustern der echt weiblichen Tugenden gefehlt hätte, sondern weil sie der Satire und der Rhetorik keinen so pikanten und dankbaren Stoff boten. Dagegen hat die Geschichte manches leuchtende Beispiel von weiblicher Seelengröße und Hochherzigkeit gerade aus den Zeiten aufbewahrt, die im Ganzen betrachtet nur ein abschreckendes Bild tiefster Entartung und erbärmlichen Knechtsinns zeigen. Derselbe Druck, der gewöhnliche Naturen beugte oder brach, hob und verdoppelte die Widerstandskraft großer Seelen. In den furchtbarsten Zeiten der kaiserlichen Schreckensherrschaft blieben auch die Frauen von der Gefahr nicht verschont. Da man sie nicht anklagen konnte, sagt Tacitus, nach der höchsten Gewalt zu streben, wurden sie um der Thränen willen verfolgt, die sie ihren geopferten Angehörigen nachweinten. In den letzten Zeiten Tibers wurde eine alte Frau zum Tode verurtheilt, weil sie ihren hingerichteten Sohn betrauert hatte. In jener Zeit, wo Verrath, Feigheit und niedrige Selbstsucht nur zu allgemein waren, gaben die Frauen den Männern nicht selten das Beispiel des Muthes, der Treue und Aufopferung. Mütter folgten ihren Söhnen, Gattinnen ihren Männern ins Exil. Fannia, die Gemahlin des Helvidius, eines Führers der senatorischen Opposition unter Nero, ging zweimal mit ihm in die Verbannung. Nach seinem Tode litt sie dieselbe Strafe um seinetwillen zum dritten Mal. Ein Freund des Verstorbenen hatte sein Leben geschrieben; wegen dieses Buches angeklagt, sagte er zu seiner Bertheidigung, die Witwe habe ihn aufgefordert; auf die drohende Frage des Anklägers, ob sie das wirklich gethan, erwiderte Fannia „ja“, ob sie ihm die Papiere ihres Mannes zur Benützung gegeben, „ja“, ob mit Wissen ihrer Mutter, „nein;“ und so konnte die Gefahr, in der sie schwebte, ihr überhaupt kein Wort abpressen. Ihr Vermögen ward confiscirt, sie selbst verbannt. Das Buch, das die Ursache des Urtheils war, obwol auf Senatsbeschluss verboten und vernichtet, hegte und bewahrte sie, und nahm es mit ins Exil. Oft sind Frauen welche die Thren mit Thränen und Bitten nicht retten konnten, mit ihnen gestorben. Nur eine von den vielen Jammergeichten, die Tacitus berichtet, sei hier erzählt. Rubellius Plautus, ein hochgestellter Mann, dessen Ansehen Neros Furcht erregte, wurde in den Armen seiner Gemahlin ermordet; sie bewahrte die bluttriefenden Kleider und lebte fortan in beständiger Trauer, ohne mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als die Abwehr des Hungertodes verlangte. Nach drei Jahren ward auch ihr Vater angeklagt; vergebens suchte sie Zutritt bei Nero, ihr Flehen, ihre Klagen und Vermönsungen blieben gleich unerhört; nun beschloß sie mit ihrem Vater zu sterben, und die bejahrte Schwiegermutter des Angeklagten wollte das Schicksal Beider theilen. Sie vertheilen ihr Vermögen an die Sklaven und behalten nur drei Betten zurück,

sodann öffnen sie sich in demselben Gemach mit demselben Messer die Adern und lassen sich, in Gewänder gehüllt, in ein warmes Bad tragen, um den Tod durch Einathmen von Wasserdämpfen zu beschleunigen. „Der Vater schaute auf die Tochter, die Großmutter auf die Enkelin, diese auf sie Beide, und wetteifernd flehten sie um schnelles Ende für ihr eignes schwindendes Leben, daß sie die Ihrigen noch lebend zurücklassen möchten. Das Schicksal bewahrte die Ordnung der Natur. Das Leben der beiden Eltern erlosch zuerst, das der Jüngsten zuletzt.“ Unter so vielen Frauen, deren Heldemuth die Männer beschämte, ist der höchste Ruhm jener Arria geworden, die ihrem zaudernden Gemahl den Dolch, den sie sich in die Brust gestoßen, mit den unsterblichen Worten reichte, „Pätus es schmerzt nicht.“ Andere minder bekannte, aber kaum minder denkwürdige Züge von der Seelengröße dieser seltenen Frau erzählt der jüngere Plinius. Ihr Gemahl und ihr Sohn lagen zu gleicher Zeit an lebensgefährlicher Krankheit darnieder. Der Sohn, die Hoffnung der Eltern starb, und Arria trug ihn zu Grabe, ohne daß Pätus es erfuhr. Seine Fragen beantwortete sie mit erheuchelter Ruhe: es gehe besser, er habe geschlafen, Speise zu sich genommen. Wenn dann die lange zurückgehaltenen Thränen mit Gewalt hervorbrachen, verließ sie das Krankenzimmer und überließ sich ihrem Schmerz; hatte sie sich gesättigt, so kehrte sie mit trocknen Augen und ruhigem Antlitz zurück. So nach dem Verlust des Sohnes die Mutter spielen, sagt Plinius, war größer als ihrem Gatten jenes Beispiel der Todesverachtung geben. Der Grund zu Pätus Verurtheilung war seine Theilnahme an der Verschwörung des Legaten Scribonianus gegen den Kaiser Claudius in Illyrien. Scribonianus wurde getödtet, und Pätus gefangen nach Rom geführt. Arria bat vergebens, das Schiff mit ihm besteigen zu dürfen; sie wollte die Stelle der Sklaven vertreten, die man einem Manne von seinem Range nicht werde versagen wollen. Als dies abgeschlagen wurde, miethete sie einen Fischerkahn, auf dem sie dem Schiffe folgte. Zu der Gemahlin des Scribonianus, die vor Claudius als Zeugin vernommen wurde, sagte sie: ich soll auf dich hören, die du lebst, nachdem Scribonianus in deinem Schoße getödtet ist? Ihr Schwiegersohn Thrasea beschwor sie sich zu erhalten, und sagte unter andern: „Wünschst du denn, daß deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich sterben muß?“ „Wenn sie so lange und so einträchtig mit dir gelebt hat, wie ich mit Pätus, ja.“ Die Sorge der Ihrigen um sie wurde durch diese Antwort vermehrt. Man bewachte sie aufmerkssamer, sie wurde es gewahr und sagte: „Ihr richtet nichts aus; ihr könnt bewirken, daß ich einen harten Tod leide, daß ich sterbe könnt ihr nicht hindern.“ Mit diesen Worten sprang sie vom Sessel auf und rannte mit solcher Gewalt ihre Stirn gegen die Wand, daß sie zusammenstürzte. Als sie wieder ins Leben zurückgebracht war, sprach sie: „Ich hatte euch gesagt, daß ich einen Weg in den Tod finden würde, wenn-

gleich einen schweren, falls mir ein leichter versagt wäre.“ Ihre Tochter, die jüngere Arria, wollte nach dem Beispiel ihrer Mutter das Schicksal ihres Gemahls Thrasea theilen, der in den letzten Zeiten Neros zum Tode verurtheilt ward, er aber beredete sie am Leben zu bleiben und ihrer Tochter nicht die einzige Stütze zu entziehen. Diese Tochter war jene Fannia, die für das Gedächtniß ihres Gemahls die Verbannung litt, und aus ihrem Munde hatte Plinius vernommen, was er über ihre Großmutter berichtet.

Die Anschauungen, die wir aus der gleichzeitigen Literatur entnehmen können, dürftig, unzusammenhängend und einseitig wie sie sind, beschränken sich wie gesagt auf die Existenz der Frauen, die auf die Höhen des Lebens gestellt waren. Wie das weibliche Leben sich in den mittlern und untern Schichten der Gesellschaft gestaltete, darüber haben wir kaum hin und wieder eine flüchtige Andeutung, nur Grabsteine von Frauen dieser Stände sind erhalten, auf denen ihre hinterbliebenen Gatten ihre Tugenden rühmen. Einmal freilich gesteht auch ein Witwer mit naiver Aufrichtigkeit in der Grabchrift seiner Frau: „An dem Tage ihres Todes habe ich den Göttern meinen Dank und den Menschen meine Freude bezeugt.“ Geben diese Denkmäler übrigens auch nicht die zuverlässigsten Nachrichten von denen, welchen sie errichtet wurden, so lehren sie uns doch die Eigenschaften kennen, die in den mittlern und untern Classen an Frauen am meisten geschätzt wurden. Es gereichte ihnen zum Ruhm, nur einem Manne angehört zu haben (univirae), was bei den frühen Vermählungen, leichtsinnigen Scheidungen und Wiederverheirathungen auch hier mindestens nicht das Gewöhnliche war. Oft spricht sich in diesen Inschriften ein inniges Verhältniß der beiden Gatten einfach und rührend aus. In einer derselben heißt es: „Meiner theuersten Gattin, mit der ich achtzehn Jahre ohne Klage gelebt und aus Sehnsucht nach ihr geschworen habe, nie eine zweite Frau zu nehmen.“ Ein Monument, das einem Mann von seiner überlebenden Frau errichtet ist, hat eine Inschrift, die sich in ähnlichen Wendungen oft wiederholt: „Was ich hoffte, daß nach meinem Tode mir von meinem Gatten geschehen sollte, das habe ich Unselige jetzt an seiner Asche gethan.“ Auf dem Denkmal eines Paares von Freigelassenen stehen bei dem Namen der zuerst gestorbenen Frau nur die Worte: „Ich erwarte meinen Mann.“ Häufig liest man den schönen Nachruf: Nie habe ich einen Schmerz von ihr erfahren, als durch ihren Tod, oder, nie habe ich von ihr eine Kränkung erfahren, oder ein böses Wort gehört. Ein Witwer sagt, wenn er den Verdiensten seiner Frau den gebührenden Lohn geben könne, müßte ihr Name und diese Inschrift in goldnen Buchstaben prangen. Ein anderer verbreitet sich in komischer Redseligkeit folgendermaßen: „Der tugendhaftesten Gattin und sorgsamem Hauswirthin, dem Verlangen meiner Seele, die mit mir 18 Jahre 3 Monate und 13 Tage gelebt hat. Ich habe ohne Klage mit ihr gelebt,

aber jetzt klage ich bei ihrem Namen, und verlange von dem Gotte der Unterwelt, entweder gebt mich meiner Gattin wieder, die mit mir bis zum Tage des Verhängnisses so einträchtig gelebt hat, oder du Mevia Sophe, erwirke (falls es abgeschiedene Geister gibt), daß ich eine so schreckliche Scheidung nicht länger erdulden darf. Fremdling so möge dir die Erde leicht sein, wie du an diesem Grabe nichts versehrt; wer aber daran etwas versehrt, der soll weder den Göttern gefällig sein, noch die Unterwelt ihn aufnehmen, und die Erde soll ihm schwer sein." Nicht bloß die Tage der Ehe, wie in dieser Inschrift, sondern auch die Stunden der Ehe und des Lebens sind öfter in Zahlen angegeben, abweichend von der modernen Ansicht, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt. Diese genauen Angaben konnten wol nur in einer Zeit gemacht werden, wo man auf die Stunden der Geburt und wichtiger Ereignisse sorgfältig achtete, um astrologische Berechnungen darauf zu basiren. In einer Inschrift empfiehlt eine Witwe ihren verstorbenen Gatten den Unterweltsgottheiten, und bittet sie seinem Geist zu gestatten, ihr während der Nachtstunden zu erscheinen.

Unter den Denkmälern, welche die häuslichen Tugenden der Frauen rühmen, heißt es öfter, sie seien gute Veratherinnen, und Erhalterinnen des Vermögens gewesen, und hätten sich die Vereitung der Wolle angelegen sein lassen. „Hier liegt Anymone, Frau des Marcus,“ steht auf einem Sarkophage, „sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, wirthlich, keusch und häuslich.“ Kürzer faßt eine andere Grabschrift die Summe des vergangenen Lebens zusammen. „Ich war Anicia Glycera; von meinem Leben habe ich genug gesagt, ich habe mich wol bewährt, da ich die Zufriedenheit eines guten Mannes erworben.“ Und so könnten noch manche Monumente angeführt werden, die das Gedächtniß liebenswürdiger und geliebter Frauen bewahrt haben. Aber auch ohne sie würden wir nicht zweifeln, daß selbst in den Zeiten der schlimmsten Entartung anmuthige und vollendete Erscheinungen nicht fehlten, die dem Betrachter menschlicher Dinge für so viele Mißgestalten und Zerrbilder Ersatz und Trost zu geben vermochten.